

Zu Gast beim 12. Internationalen Künstlersymposium 2001 in Szekesfehervar. Ein kleines ungarisches Tagebuch.

Montag, 24. September 2001

Einen guten Flug wünscht man mir zum Abschied aus Schwäbisch Gmünd, und in diesen Zeiten (Attentat auf die Twin Towers in NYC) schwingt Besorgnis mit in einem solchen Gruß. Erneut führt meine Reise zunächst nach Budapest, und wiederum verläuft alles nach Plan: Robert Beller, zuständig für kulturelle Angelegenheiten der Gmünder Partnerstadt Szekesfehervar, erwartet mich bereits am Flughafen. Ein Dienstwagen der Stadtverwaltung, mit Chauffeur, bringt uns nach Gardony, einen kleinen Ort am Velence-See. Im Hotel „Varsa“ wird für 10 Tage das Künstlerkamp untergebracht sein.

Zunächst geht die Fahrt durch das aufregend illuminierte abendliche Budapest. Musik, verheißungsvolle Beleuchtung und Sequenzen des beginnenden pulsierenden Nachtlebens dringen ins Auto und lassen den Wunsch entstehen, wieder einmal einen Tag hier verbringen zu können. Besser wäre vielleicht noch eine Nacht oder zumindest einen Abend, aber das wird das reichhaltige Arbeits-, Besichtigungs- und Kulturprogramm nicht zulassen. Viel hat sich inzwischen getan in den Gürteln, die sich wie Jahresringe um den Budapester Stadtkern legen: keine japanische Elektronikfirma, die hier nicht vertreten wäre, dazwischen Autohäuser aller, auch gehobener Fabrikate, Fachhäuser deutscher Unterhaltungselektronikriesen, und dazwischen immer wieder wohlbekannte deutsche Bau- und Supermarktketten. Aus dem Autoradio rieseln computergenerierte weichgespülte Technobeats, unterbrochen von künstlich aufgeregten Moderatorenstimmen, die die aktuellen Events der City mitteilen. Im Westen nichts Neues. Hier aber ist das auch schon lange nicht mehr wirklich neu.

Nach einer Stunde erreichen wir das Künstlerkamp in Gardony. Schön, wieder hier zu sein! Was allerdings einer für mich glücklichen Fügung nur entsprang: für einen im Rahmen des Künstlertausches von Schwäbisch Gmünd geschickten Künstlerkollegen, der erkrankte, durfte ich in letzter Minute einspringen, eine Einladung, die ich gerne annahm. Zwei Jahre sind inzwischen vergangen, seit meiner Mitarbeit bei dem 10. Künstlersymposium hier im Jahre 1999, doch kaum etwas hat sich hier verändert. Im Dunkel erkenne ich noch die vertraute Silhouette des benachbarten Schachtelbetonplattenbauhotels, einst als begehrte Ferienresidenz ein pseudoinnovativer Vorzeigebau des Sozialismus.

Der Empfang ist überaus herzlich, der Hotelmanager (und -besitzer) Jozsef ist erfreut über das überraschende Wiedersehen, und ebenso ist es bei meinem lieben und mir bereits gut bekannten Kollegen Gaspar Aladar, der ebenso wie ich hier 10 Tage lang künstlerisch arbeiten wird. Gaspar Aladar hatte mich bereits schon vor zwei Jahren im Künstlerkamp besucht und mit seinem fließenden Deutsch ausgeholfen. Und vor einem Jahr zeigte er seine Arbeiten im Gmünder Kunstzentrum Unikom, eine Veranstaltung, die auf Initiative eines befreundeten Künstlers gegründet war, um ein kulturelles Loch der Stadtkultur, nämlich jenes des Künstlerarbeitsstipendiums, abzudecken. Die damals geknüpften Bande wurden nun erneuert und intensiviert.

Bei einem gemeinsamen Abendessen finden sich Künstlerinnen und Künstler ein aus Italien, Rumänien, Kroatien und dem Gastgeberland Ungarn, für morgen werden noch Bulgaren erwartet. Wie leicht zu erahnen ist, ist die Verständigung nicht eben leicht. Erstaunlich ist es wiederum für mich, wie viele Deutschbrocken im passiven Wortschatz der meisten der anwesenden slawischen Künstler vorhanden sind. Die Slawen können zur Not immer auf das Russische ausweichen, die zu kommunistischen Zeiten zwangsverordnete Sprache internationaler Brüderlichkeit. Zur Not, wie gesagt, denn mit dem Russischen sind eben nicht unbedingt nur gute Erinnerungen verbunden, so dass diese Sprache, wo es möglich ist, tunlichst gemieden wird. Vielleicht ist die älteste gemeinsame Sprache der Menschheit doch die Kunst, wie der Vizebürgermeister in seiner Begrüßungsansprache am nächsten Abend sagen wird?

Dienstag, 25. September 2001

Alkotonap, Arbeitstag, steht auf dem Programm. Man sondiert die Umgebung, macht sich mit ihr vertraut, richtet seinen Arbeitsplatz ein. Wie vor zwei Jahren auch ziehe ich das Tageslicht und den frischen Wind der künstlichen Beleuchtung und dem Terpentinestrauch des präparierten Arbeitsraumes des Hotels vor und richte mich draußen auf der Terrasse ein. Diese Entscheidung bringt mir zwar eine heftige Erkältung ein, denn es ist nicht eben warm, sondern windig mit gelegentlichen Einlagen von Regen, aber mein Freiluftatelier verfügt über einen wunderschönen Ausblick über den Velence-See. Wenn sich die morgendlichen Nebel heben, geben sie zunächst den Blick frei auf langgestreckte Schilfinseln. Hinter diesen, oberhalb des gegenüberliegenden Ufers, entsteht dann das schöne Dorf Sukkoro aus dem Dunst und grüßt mit seinem Kirchturm. Zwischen den Schilfinseln entdeckt das Auge einige Fischer, am Ufer wartet eine fünfköpfige Schwanenfamilie darauf, dass ein tierliebender Maler etwas Brot vom Frühstückstisch abgezweigt hat.

Obwohl mir die Umgebung vertrauter ist als den meisten anderen, dass muss auch ich erst einmal wirklich hier ankommen. Nach dem Einrichten des Arbeitsplatzes hilft dabei ein Spaziergang entlang des Ufers, vorbei an dem kleinen Bootsanlegeplatz, hin zu dem kleinen Kanal mit seinen Wochenendhäuschen, bis zu dem kleinen Kaffeestübchen im Bahnhof von Gardony, vorüber an dem bereits erwähnten Stern des Sozialismus, dem ideologischen Architekturwunder. Von diesen Bauwundern gibt es noch mehrere hier, mittlerweile meist verklebt mit Coca Cola-Schildern und Baumarktwerbefahnen.

Nach dem gliederwärmenden Cappuccino in der völlig verqualmten Bahnstube geht es an das künstlerische Arbeiten. Da meine Reise erst vorigen Freitagmittag entschieden war, hatte ich kaum Zeit, mir ein Arbeitskonzept für die zehn Tage zurechtzulegen. Wie ein Pianist am fremden Flügel beginne ich zunächst mit „Fingerübungen“, verfertige einige Acrylskizzen, die das fortsetzen, was ich zuletzt zuhause im heimischen Atelier in Arbeit hatte. Nach dem Mittagmahl in mehreren Gängen beginne ich die Arbeit an einem ersten mehrteiligen Werk in Acryllasurfarben auf Holz. Aufgrund der kalten Witterung haben sich die meisten Künstler und Künstlerinnen auf ihre Zimmer zurückgezogen, um dort zu schaffen, so dass ich allein bin auf der Terrasse.

Mein lieber Dolmetscherfreund Molnar Gabor holt mich mittags ab und lädt mich zu seiner Familie nach Hause ein. Wir verbringen hier im idyllischen Sukkoro einen schönen gemeinsamen Nachmittag miteinander, welcher einen Spaziergang und eine Weinprobe bei einem Weingut am Rand des Dorfes einschließt. Der Keller ist zwar erst Anfang der fünfziger Jahre entstanden, verbreitet aber mit seinem langen tunnelgewölbten Gang und der Vielzahl großer und kleinerer Fässer eine authentische, urige Atmosphäre. Authentisch ist es schon allein deshalb hier, weil es sich nicht um ein Vorzeigeweingut für Touristen handelt. Wohlgehörnte Ziegenböcke, Hühner und einige Schafe tummeln sich in einem Gehege am Rande der Wiesen, die dieses Gut umschließen. Doch wie jedes Idyll, so ist auch dieses Dorf bedroht vom wirtschaftlichen Aufschwung Ungarns, welcher mit einer Welle von Hotels, Sportplätzen, Wochenendhäusern und Altersresidenzen diesen Ort früher oder später einholen wird.

Des Abends finde ich mich wieder im Hotel ein, um das Essen mit den Gastgebern nicht zu versäumen. Das gemeinsame Abendessen gestaltet sich festlich, die Gastgeber, Organisatoren und Sponsoren des Künstlersymposiums begrüßen die eingetroffenen Künstler mit sehr herzlichen Worten. Csaba, der Koch des Hauses, bewirbt die Gesellschaft vorzüglich. Da er fast 12 Jahre in Österreich gearbeitet hat, ist er überdies mit seinem fließenden Österreicherdeutsch sehr hilfreich. Seine Kochkunst wird dem Künstlersymposium zehn Tage lang auf eine hervorragende Weise das leibliche Fundament bereiten.

Ein üppiges Sprachgemisch aus Ungarisch, Englisch, Deutsch, Italienisch und aus den Fragmenten anderer slawischer Sprachen füllt den Raum schnell aus. Man kann sich leicht über das Wesentliche, über das Was, Wohin, Womit und Wie seines Handelns mitteilen, tiefgreifende Gespräche über weltanschauliche oder politische Fragen allerdings bleiben leider allzu bald stecken und scheitern an den Klippen von Missverständnissen. Nach einigem Umtrunk spielt dieses Phänomen natürlich keine Rolle mehr.

Mittwoch, 26. September 2001

Da ich mit meiner Arbeit bis zum Mittagessen weitaus besser vorangekommen bin, als gedacht war, erlaube ich mir, eine Einladung der besonderen Art anzunehmen: Molnar Gabor, jener Deutsch-Englisch-Ungarisch-Dolmetscher, der mich vor zwei Jahren schon mit seinen einfallsreichen Extratouren verwöhnt hatte, schlägt vor, mich des nachmittags zu einem seiner Freunde, einem jungen Reitlehrer zu entführen. Von dort aus wollen wir zu dritt einen Ausritt wagen. Das Wagnis besteht dabei weder bei der Wetterlage, den Pferden, noch bei sonst etwas, es liegt allein bei mir: ich bin des Reitens absolut unkundig, was ich mehrfach deutlich verkünde. Das scheint die beiden Herren indes nicht abzuschrecken, sie fragen nur, ob ich Angst habe, was ich fälschlicherweise verneine; meine Neugier und Abenteuerlust überwiegen die Last urdeutscher Bedenkenträgerie. Nach einer kurzen Einweisung in die Art und Weise, wie einem Pferd die Absichten seines Reiters zu vermitteln sind, geht es ins Gelände. Falls ich abstürze, sollte ich noch versuchen, die Füße aus den Steigbügeln zu ziehen, so lautet einer der Ratschläge. Aber Helga ist eine gutmütige, große weiße Stute, und obwohl sie mir meine Unerfahrenheit sofort anmerkt, beginnt sie keine trickreichen Spielchen, die schnell zeigen

könnten, wer hier eigentlich wen beherrscht. Das Trabreiten verlangt meinem Gleichgewichtssinn einiges ab, aber ich kann mich einigermaßen im Sattel halten. Nach der Gewöhnungsphase wird mir klar, dass wir in einer herrlichen Landschaft unterwegs sind, es geht durch Felder und Waldstücke, über Böschungen und geröllige Anhöhen. Vor Gräben, engen Pfaden durchs Unterholz und Böschungen scheut das Pferd, aber jede Lage lässt sich schließlich meistern. Wir passieren die Ruine eines alten herrschaftlichen Bades inmitten eines Waldes, später die dazugehörige Schlossanlage, blicken von einer Anhöhe über die Weite der Landschaft und erreichen schließlich ein Dörfchen, dessen Zentrum eine kleine Kneipe bildet. Es ist bei dieser Kneipe keineswegs unüblich, mit dem Pferd anzukommen. Und völlig nüchtern weiterzureiten, ist hier nicht unbedingt verlangt. Zu meiner reiterlichen Unerfahrenheit gesellt sich nun noch die Dunkelheit. Es geht weiter in Richtung der heimatischen Stallungen, entlang eines Flüsschens, welches sich im Schilf verbirgt, quer über abgeerntete Äcker, erneut über Böschungen. Gabor hat für jede Situation beruhigende Worte für mich parat, und so beantwortet er eine meiner Fragen mit der ruhigen Feststellung, dass Pferde bei Dunkelheit nur 20% dessen sehen, was der Mensch sehen kann. Ich hoffe, dass er diesmal Unrecht hat, versuche wegen des fehlenden Geländers das seitliche Ende einer Brücke auszumachen, denn das Pferd, so Gabor, vertraut den Befehlen des Reiters, „.....und somit auch den meinigen, etwas ungeschickten Bemühungen“, denke ich den Satz leis' zu Ende. Nach vier Stunden stehen die Pferde wieder im Stall, ich bin glücklich über das Erlebte und danke den beiden Herren für ihren Mut und ihr Vertrauen.

Der krönende Abschluss des Abends bildet ein vorzüglicher Entenbraten, zu welchem mich Gabor und seine Frau zu sich nach Hause einladen. Die ungarische Gastfreundschaft ist so großzügig, dass der Gast immer erneut staunen kann... Mit tiefrotem Wein aus dem erwähnten benachbarten Weingut bei Sukkoro wird die gesellige Runde in der gemütlichen Küche des kleinen alten Hauses beschlossen.

Donnerstag, 27. September 2001

Alkotonap. Nach dem Frühstück fahre ich fort mit meiner Arbeit an dem begonnenen Farbraumtriptychon. Wegen der hohen Luftfeuchtigkeit trocknen die Wasserfarben eher langsam, so dass ich parallel weitere Werke beginne, um die Trocknungszeiten zu überbrücken. Wie gewohnt trage ich Schicht für Schicht verdünnte Acrylwasserfarbe auf, stimme die Lasuren fein aufeinander ab, um Tiefenräumlichkeit zu erreichen, die Farben scheinbar von innen heraus leuchten zu lassen. Nur dass ich jetzt auf Holzplatten arbeite, da ich Keilrahmen und Leinwände nicht dabei habe. Bei meinem Aufenthalt in Ungarn vor zwei Jahren habe ich einige Photos aufgenommen, Photos von Budapesters Ansichten, dem Velence-See, einer Bauxitgrube, die mir mein Dolmetscher und Freund Gabor damals gezeigt hatte, wissend um meine Vorliebe für Farben und Natur-Strukturen. Nun füge ich einige dieser Photographien zu Collagen zusammen und bringe sie auf bemalte Untergründe auf. Dabei spiele ich mit Spiegelungen, zeige aber gleichzeitig den Vorgang der Annäherung an das photographierte Objekt, welches in immer neuen Blickwinkeln dem Betrachter näher gerückt wird, bis das Objekt vom Ausschnitt her nicht mehr identifizierbar, fast „abstrakt“ geworden ist. Eine solche Arbeit zeigt das Photo eines Fischerbootes bei Gardony am Velence-See, die letzte Nahaufnahme geborstene Farben am

Bootsrumpf, das Ganze wird montiert auf ein gefundenes Holzbrett, einseitig mit einem Blechstreifen beschlagen, ein Brett, welches von einem Bootswrack herkommen könnte. Abschließend werden noch malerische Elemente hinzugefügt, die gestalterische Momente aus den Photos wieder aufgreifen. Soweit die Konzeption. Dennoch wird auch dieser erneute Ausflug in die konzeptionelle Medienkunst in meinem Schaffen eine Randerscheinung bleiben, schlägt das Herz doch für die reine Malerei, deren Farbenleben sich nicht den Festlegungen gegenständlicher Abbildlichkeit unterwirft, sondern die nur ihren eigenen, ihr innewohnenden Regeln folgt. Als ein „Denken in Farben“ könnte dieses Vorgehen bezeichnet werden, handelt es sich doch bei dieser Art Malerei auch um eine Art Grammatik, eine Syntax der Farben, die fern jedem willenslosen Chaos' liegt. Das Ergebnis, das abgeschlossene Werk wird dennoch nicht über den Intellekt, sondern über das Erleben aufgenommen, ähnlich, wie es in der Musik der Fall ist. Den Betrachter und Kunst-Erlebenden mit Theorien zu belasten, liegt mir dabei ganz fern. Man muss nicht ausgebildeter Komponist sein, um Musik erleben zu können. Ebenso verhält es sich in dieser Art Malerei, deren Ergebnisse ohne die stützenden Korsette der Kunsttheorie auskommen, die ich als Schaffender jedoch kennen und beherrschen muss. Dieses Element des Erlebens, meine ich, droht unterzugehen in der offiziellen, postmodernen, theorielastigen, oft pseudointellektuellen Kunst der Gegenwart. Für eine andere, lebendige, die Erlebnissphäre des Menschen direkt ansprechende Kunst stehe ich ein. Der immer wieder gern eingebrachte Vorwurf des angeblichen Eskapismus der sogenannten „abstrakten“ Malerei geht also völlig fehl. Denn wie kann etwas eskapistisch sein, was den Menschen direkt anspricht, direkt, ohne den Umweg über intellektuelle Irrgärten? Hierin liegt gerade die Chance und Aufgabe der Kunst. Und damit ist sie in dieser Hinsicht eben wirklich eine älteste, universale Weltsprache, auch wenn sie nicht überall sofort und sogleich auf fruchtbaren Boden fällt.

Während ich weitere Farbschichten dem Trocknen überlasse, werfe ich einen Blick in das TV-Programm des ungarischen Fernsehens. Vor dem Fernsehgerät an der Rezeption stehen einige Hotelgäste und sehen ein Interview mit Herrn Osama Bin Laden. Die Dokumentation zeigt das Leben islamischer Kämpfer in Afghanistan. Wie in Deutschland auch, so gibt es hier Menschen, die den politischen Suggestionen der Massenmedien erliegen und die Mitteilungen ungeprüft übernehmen und eben die anderen, die versuchen, den Dschungel aus Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen zu durchdringen, dem Surrogat aus Information und Desinformation das Richtige abzugewinnen.

Angesichts der Intrigen globaler Politik erscheint das Leben hier im Hotel, das Arbeiten der Künstler wie eine Sequenz aus dem Mann'schen „Zauberberg“, wie eine Insel der Ruhe, der Harmonie, des gegenseitigen Respekts im Chaos des Weltganges. Hier unter Künstlern funktioniert Internationalität wirklich: unabhängig von Nationalismen begegnet man sich von Mensch zu Mensch, von Individuum zu Individuum, respektiert die Ansichten und Arbeitsweisen des anderen, lässt den anderen in seinem Anders-Sein. Da es nichts Besonderes zu erreichen gilt, ist die Gemeinsamkeit frei von jedem Statusdenken, das ansonsten in Künstlerkreisen weit verbreitet ist. Jeder der bei diesem Symposium anwesenden Künstler hat seine spezielle Kunst, seine Themen, seine Techniken, seine Aufgabenstellung, seine Ausdrucksformen, seine Stilistik, was ein Konkurrieren natürlicherweise ausschließt. Das Bild einer Idealgemeinschaft, für einige Tage...

Des Abends laden unsere Gastgeber das Symposium zu einer Weinprobe ein auf ein Weingut, von dem aus wir einen Panoramablick über die Landschaft um den Velence-See genießen. Das Anstimmen von Volksliedern aus jeder der hier vertretenen Nationalität ist auch dieses Jahr wieder obligatorisch, wobei erneut auffällt, wie hoch in Osteuropa immer noch die Qualität und Lebendigkeit dieser Gesangskultur ist. Jozsef, der Manager des Varsa-Hotels und Ioan Traian, ein Maler aus Rumänien, zeichnen sich durch wirkliches Singenkönnen aus. Ich erinnere, dass ich ähnliches noch erleben konnte bei einem Besuch bei einem Künstler in der damaligen DDR. Dort war es üblich, sich gelegentlich unter Freunden zum gemeinsamen Singen zu treffen auf einem alten Dachboden. Vermutlich verdrängt unsere westliche Rund-um-die-Uhr-Beschallung mit äußerst durchschnittlicher Musik das Bedürfnis, selber, mit eigener Stimme Musik, und zwar a capella, hervorzubringen.

Spät, es wird inzwischen empfindlich kühl auf der offenen Terrasse, die den See um mindestens hundert Meter überragt, kehrt die Gruppe mit einem Kleinbus zurück ins Hotel, ... wo nach ungarischer Sitte von Nachtruhe noch nicht die Rede sein kann. Vor der Rezeption des Hotels serviert Jozsef weiteren Wein auf Kosten seines Hauses. Sich trotz der Müdigkeit jetzt „schon“ zurückzuziehen, wäre vielleicht unhöflich, und so bleibt die fröhliche Runde fast komplett noch eine Weile zusammen.

Freitag, 28. September 2001

Da ich mit meiner gestrigen Arbeit recht zufrieden bin, gönne ich mir heute einen freien Tag, den ich in Budapest verbringe, welches mit der Regionalbahn von Gardony aus gut zu erreichen ist. Die Altstadt auf der Budaer Seite nimmt mich sofort wieder gefangen, und zu gern schaue ich mir das Bekannte noch einmal neu an: die Matthiaskirche mit ihrem wunderschön ausgemalten Innenräumen, die Fischerbastei, der Burgpalast, der weite Ausblick über die Donau, über die Kettenbrücke bis zur Pester Seite, wo zunächst am augenfälligsten das Parlament erscheint. Nach dem Mittagessen wandere ich durch die Altstadtstraßen von Pest, genieße die vollständig erhaltenen Straßenzüge mit ihren Bauwerken in Gestalt des Klassizismus' und des Jugendstils. Die Straßen rund um die amerikanische Botschaft unweit des Parlamentes und der Ungarischen Nationalbank sind abgeriegelt, so dass die Auswirkungen des internationalen politischen Terrors auch spätestens hier den Spaziergänger wieder einholen. Ein eingeschlagener Umweg führt mich geradewegs in eine Jugendstil-Markthalle. Das pulsierende Leben der langen Terez Körut-Einkaufsstraße ist faszinierend, Abstecher führen in große, ruhige und wunderschön renovierte Jugendstil-Innenhöfe mit originalen Geländern und Dachabschlüssen. Hier lässt es sich gut wohnen, in ruhiger Lage mitten in der Stadt. Im Erdgeschoß dieser bis zu fünfstöckigen Häuser sind oft kleine Läden und Reisebüros zu finden. Ich meide Busse und U-Bahnen, durchquere lieber Pest und Buda noch einmal zu Fuß, bis ich wieder am Südbahnhof angelangt bin, von wo aus die Fahrt zurück nach Gardony geht. Im Hotel geselle ich mich dem gemeinsamen Abendessen hinzu.

Samstag, 29. September 2001

Heute ist wiederum ein Stadttag angesetzt, denn in Szekesfehervar findet ein Stadtfest statt. Im Kulturhaus besichtigen wir eine Ausstellung, in welcher auch Werke des Gmünder Künstlers Joachim Scheffler zu sehen sind. Unsere Gastgeber haben für uns im Obergeschoß einen lieben Empfang vorbereitet, welcher wie ein zweites Frühstück ausfällt. Eine weitere Ausstellung gibt es in der Pelikan-Galerie in der Altstadt zu sehen, an die ich mich noch gut erinnere.

Unsere Gastgeber geleiten uns dann zu einem weiteren Empfang, der in den Arbeitsräumen des Vizebürgermeisters Dr. Lörincy Attila stattfindet. Anschließend, vor dem gemeinsamen Mittagessen im Innenhof des Rathauses, ist es Zeit, das Stadtfest zu besuchen. Auf einer Bühne vor dem Rathaus wird zeitgenössische Popmusik und Traditionelles geboten. Bei bestem sonnig milden Herbstwetter werden kunsthandwerkliche Waren aller Art verkauft, dabei fehlen natürlich nicht die bekannten ungarischen Stickereien und Lederwaren.

Bei meinem Stadtrundgang zeigt es sich, dass Szekesfehervar in den vergangenen zwei Jahren noch attraktiver geworden ist, weitere historische Gebäude sind renoviert worden und zeigen sich in frischem Putz und neuer Farbe.

Im Rathaus ist inzwischen eine mehrköpfige Delegation aus Schwäbisch Gmünd eingetroffen, darunter auch der neue Oberbürgermeister Wolfgang Leidig. Neben mir gesellt sich auch Joachim Scheffler zu der Delegation; er ist hier, um am nächsten Tag seine zu Ende gehende Ausstellung abzubauen.

Am späteren Nachmittag gibt es einen Festakt im Rathaus. Hier unterzeichnen die beiden Oberbürgermeister der Partnerstädte Szekesfehervar und Schwäbisch Gmünd in einer Feierstunde die Urkunde, welche eine Verlängerung dieser Städtepartnerschaft besiegelt. Als Gmünder Künstler wohnen Joachim und ich diesem festlichen Akt bei, während mein lieber Freund Molnar Gabor in dieser Veranstaltung die Reden der Oberbürgermeister dolmetscht.

Nach einem weiteren gemeinsamen Essen im Innenhof geht es zurück ins Hotel, in welchem Joachim Scheffler, Gaspar Aladar und ich den Abend gemeinsam in geselliger Runde beschließen.

Sonntag, 30. September 2001

Alkotonap, trotz Sonntag. Das Wetter ist gut geblieben, so dass die Arbeit auf der Terrasse nicht mehr anstrengend ist wegen des kalten Windes, der in den letzten Tagen über den See wehte. Meine Kollegen ziehen es trotzdem weiterhin vor, in den Zimmern oder im Arbeitsraum des Hotels zu bleiben, so dass ich draußen weiterhin allein bleibe, was meiner intensiven Art von Malerei durchaus entgegenkommt.

Immer wieder dringt frohes Lachen aus dem Arbeitsraum des Hotels, welcher mir im Rücken liegt. Ob beim Frühstück, zu Mittag, bei der Arbeit oder beim Abendessen: der Humor ist allgegenwärtig und spielt hier eine große Rolle. Kaum ein Satz ist aus dem Munde meiner ungarischen Kollegen zu hören, der ohne eine kleine witzige Wendung auskommt, die zum

Lachen reizt. Das Lachen, auch eine internationale „Ursprache“, die, so scheint es mir, in Osteuropa (noch?) weitverbreitet ist. Ich schätze dieses Lachen, hervorgerufen durch witzige ironische Wendungen, deren Konstruktion einiger Intelligenz bedarf, ein Lachen, das in seiner Qualität weit über dem Lachen bierzelttümelnden stumpfen Frohsinns steht.

Am Nachmittag ergibt es sich, dass ich Gaspar Aladars Wohnung und seine Heimatstadt Dunaujvaros besuchen kann. Jozsef, der Manager unseres Hotels, bringt uns auf Aladars Wunsch dorthin, was ich ausgesprochen nett finde, da ich um die wenige Freizeit weiß, die Jozsef hat. Und es ist schließlich Sonntag.

Zeitgleich mit einem gigantischen Stahlkombinat wurde diese Stadt 1949 aus dem Boden gestampft, ein Reißbrettprojekt nach kommunistischer Manier, welches sich durch die bekannte Plattenbauarchitektur auszeichnet. Dennoch kann man der Stadt Dunaujvaros ein gewisses Flair nicht absprechen, was sicher an ihrer geographisch besonderen Lage liegt: sie erhebt sich auf einem Löß-Hochplateau weit über die Donau, die Aussicht in das weite Land ist beeindruckend. Auf der gleichen Donauseite sieht man auch die Altstadt, eigentlich nur ein altes Dorf, das unterhalb des steilen Abbruches liegt. Nach der Stadtrundfahrt und einer weiteren Autofahrt über Land kehren wir ins Hotel zurück, wo ich sogleich die Malerei wieder aufnehme. Ein von unseren Gastgebern angebotenes klassisches abendliches Musikprogramm lasse ich ungenutzt, da ich einige Dinge noch ausstellungsreif ausarbeiten möchte, solange es noch hell ist.

Montag, 1. Oktober 2001

Der letzte Arbeitstag bricht an, morgen ist mit der gemeinsamen Ausstellung das Ende des Symposions erreicht. Ich teile mir den Tag so ein, dass ich alle wichtigen Arbeiten noch werde beenden können. Es gilt, Korrekturen durchzuführen, den letzten Schliff an die Werke zu legen, die Seitenleisten der Bildträger zu weißeln, die Bildoberflächen zu lackieren, die Photos, wo noch nicht geschehen, sauber aufzukleben, und noch anderes mehr bleibt zu tun übrig. Inzwischen sind 12 vom Format her kleinere Werke vollendet oder zumindest fast abgeschlossen, darunter zwei Triptychen und ein Diptychon. Da einige der Arbeiten voraussichtlich in Ungarn bleiben werden, fotografiere ich das Entstandene.

Ein ungarisches lokales Presseteam besucht uns in der Mittagszeit, um der Öffentlichkeit über das Symposium Bericht zu erstatten. Leider verfügt die Journalistin nicht über Deutsch- oder Englischkenntnisse, so dass ich meine Arbeit nur sehr unzureichend erläutern kann. Vielleicht ist das aber auch gar nicht so wichtig, denn hier geht es nicht nur um das Schaffen von Kunst, nicht um die Darlegungen eines ausziselierten Spezialistentums, sondern eben auch um Gemeinschaftsbildung. Und Gemeinschaftsbildung geht hier nicht selten einher mit etwas Alkoholkonsum. Und so findet nach getaner Arbeit vor dem Abendessen ein kleiner gemeinsamer Umtrunk unter den beteiligten Künstlern in der Bahnhofskneipe statt. Nach dem Abendmahl entführt die ungarische Malerin Ildiko Aladar und mich zu sich nach Hause, nach Martonvasar, einem Ort, der ca. 20 Kilometer entfernt ist von Gardony. Nach der Atelierbesichtigung kredenzt uns Ildikos Mann einen ganz vorzüglichen weichen Cognac aus

privater Herstellung, ein Genuss, der mir ansonsten gar nicht liegt.

Spät kehren wir ins Hotel zurück, aber ich arbeite trotzdem weiter, da ein Bild noch auszubessern und zu lackieren ist.

Dienstag, 2. Oktober 2001

Der Tag der Ausstellung! Nach dem Frühstück werden die Werke aller Künstler und diese selbst in einen Kleinbus verladen und nach Szekesfehervar gefahren. Im Klubhaus des Aluminium-Unternehmens ALCOA, welches alljährlich als Sponsor für das Symposium auftritt, wird die Ausstellung aufgebaut. Ohne dass ich, wie einige meiner Kollegen, fertige Werke aus der Heimat importiert hätte, habe ich die meisten Arbeiten zu hängen. Vorsichtig sondiere ich, ob mir dieses als Prahlerei ausgelegt werden könnte, was mir äußerst unangenehm wäre. Aber meine lieben Gastgeber sind ganz erfreut über meine künstlerische Produktivität und bieten mir ungefragt weitere Stellwände zum Hängen der Bilder an. Wir Künstler verteilen dann aber gemeinsam die zusätzlichen Hängeflächen unter uns, so dass letztlich jeder den Raum hat, den er braucht, oder sogar etwas mehr. Druckfrisch erhalten wir die Ausstellungskataloge und die Presseartikel, die heute in der lokalen Zeitung erschienen sind. Aladar, der bereits vor dem Frühstück in der Bahnhofskneipe von Gardony seinen Kaffee zu nehmen pflegte, erwähnte, dass die liebe Dame hinter dem Tresen diesen Artikel bereits aus der Zeitung ausgeschnitten und dort an ihrem Arbeitsplatz aufgehängt hatte. So fühlte sie sich also sehr den Malern und Malerinnen dieses Symposiums verbunden...

Anschließend, nach dem Hängen der Bilder, geht es zum Mittagessen in die Betriebskantine, die noch echten sozialistischen, feingekachelten Charme zeigt. Das Essen ist allerdings recht gut, wie es bis jetzt immer in Ungarn war. Ein Nachmittagsspaziergang führt uns durch die Plattenbausiedlungen, die an das Industriegebiet grenzen. Die verbleibende Zeit bis zur Vernissage nutzen die Künstler, um Privatanschriften auszutauschen, Kontaktadressen und Galerie-Tips weiterzugeben. Gelegentlich werden auch Verabredungen getroffen bezüglich des Austausches von Werken.

Die Eröffnung der Ausstellung ist dieses Jahr sehr gut besucht, mit Musik und kurzen Reden begrüßen die Veranstalter die Gäste. Den Abschluss bildet wiederum ein gemeinsames Essen mit unseren Gastgebern. Nach dem Essen werden von jedem Künstler, so er dieses möchte, zwei Werke ausgewählt, die in die städtische Sammlung des Museums und in die Kunstsammlung von ALCOA gelangen. Darüberhinaus kauft überraschenderweise noch jemand eines meiner dreiteiligen Werke, so dass ich nicht mit allzuviel Gepäck verreisen müssen am nächsten Tag.

Zurück im Hotel beginne ich damit, mein Gepäck zu schnüren für die Abreise. Jozsef bietet mir freundlicherweise an, dass ich einige meiner Werke im Hotel einlagern kann, um diese zu einem späteren Zeitpunkt, vielleicht im Rahmen einer privaten Ungarnreise, abzuholen. Oder er könnte mir diese Werke nachsenden per Post. Oder er könnte das Paket anderen deutschen Gästen mitgeben. Oder er..... Die Gastfreundschaft ist wirklich sehr, sehr groß.

Mittwoch, 3. Oktober 2001

Das letzte gemeinsame Frühstück dieses Symposions, dann werden die Abschiedszeremonien eingeleitet. Wieder einmal geht eine schöne und eindrucksvolle Zeit für mich hier in Gardony zu Ende, einige Werke sind entstanden, neue Bekanntschaften wurden geschlossen und bestehende Freundschaften intensiviert. Zu guter letzt war noch von einem zukünftigen gemeinsamen Projekt in Dunaujvaros die Rede, was glücklicherweise bedeuten würde, nicht zum letzten Male hier im Umland von Szekesfehervar gewesen zu sein.

Die beiden Rumänen Dan, Ioan Traian und ich verstauen unser Gepäck in einem Dienstwagen der Stadt Szekesfehervar, dessen Fahrer uns zum Bahnhof Budapest-Keleti bringen wird. Nach dem Einlagern des Gepäcks trennen sich unsere Wege. Für das Einlagern des Gepäcks gelten übrigens scheinbar zwei Preislisten, eine mit günstigen Tarifen, die gut sichtbar aushängt, und eine mit teuren, auf die wir erst auf unsere über die Nennung deutlich erhöhter Preise erstaunte Anfrage hingewiesen werden. Für uns gilt die teurere Liste, mit der Behauptung, dieses sei die aktuelle. Warum die alte dann gut sichtbar an ihrem Platz verbleibt, ist nicht zu erfahren. Überdies wird mein Gepäck noch als „sperrig und schwer“ klassifiziert, was mich etwas irritiert und zudem den Preis noch etwas erhöht. Da jede Diskussion zwecklos und sprachlich ohnehin unmöglich ist, gehen wir drei unserer Wege.

Ein Bilderbuchherbsttag hüllt Budapest in eine schöne, beschauliche, lichtvolle Atmosphäre, die mich zu Spaziergängen einlädt und mich davon abhält, wie meine rumänischen Kollegen es tun, erneut, wie vor zwei Jahren, die sehenswerte Nationalgalerie aufzusuchen. Das gegenwärtige quirlige Budapester Leben lockt mich etwas mehr als die Errungenschaften einer musealisierten Vergangenheit. Zu Fuß gehe ich bis zum Nyugati-Bahnhof, genieße erneut die umtriebigen Geschäftsstraßen und die vielen Jugendstil-Innenhöfe. Auch die angebliche Anmut der weiblichen Wesen Budapests findet sich indes, nebenbei bemerkt, bestätigt. Ein betont schlampiges Erscheinen, wie es die Modewellen des Westens gelegentlich hervorbringen, wäre hier kaum denkbar. Die Damen strahlen ein gesundes, sicheres Selbstbewusstsein aus, welches ohne Arroganz und Überheblichkeit auskommt.

Hinter dem Nyugati-Bahnhof befindet sich eine postmoderne, neue, überdachte und mehrstöckige Shopping Mall im amerikanischen Stil. Die Architektur lässt viel Oberlicht einfluten, die Abfolge der Läden wird aufgelockert durch Kaffes, viele Menschen flanieren einfach so einher, ohne feste Absichten, so dass eine ernst-triste Stimmung, die viele Konsumtempel des Westens auszeichnet, gar nicht aufkommt. Bei einem Cappuccino lasse ich die Menschen an mir vorbeiziehen, beobachte sie und schaue, ob ein bestimmter Ausdruck in ihrem Gesicht, in ihrem Gang, in ihrer Haltung, ein Merkmal ihrer Kleidung, ihrer Tasche mein Interesse findet. Vielleicht lassen sich einige der flüchtigen Eindrücke verdichten zu einer fiktiven, möglichen Kurzgeschichte? Aktuelle Hip-Hop-Musik dringt aus einer Jeans-Boutique, eine junge Verkäuferin beginnt zu tanzen wie auf der Tanzbühne einer Großraumdiscotheque und lacht fröhlich, als sie sieht, dass ich ihr im vorbeigehen zuschaue. Eine Sequenz wie aus einem Werbespot. Jetzt müsste eigentlich das Sonderangebot oder ein Markenname

eingebildet werden, doch das Tanzen, das Lachen setzt sich fort. Hier wird gerne gelebt, ohne dass die Lebensfreude aufgesetzt oder inszeniert ist.

Eine beschauliche Ruhe dagegen bietet die inmitten der Donau gelegene Margareteninsel, die über eine Brücke von beiden Stadtseiten aus zu erreichen ist. Sie erstreckt sich über 2½ Kilometer als eine autofreie Parklandschaft mit Sportanlagen, Spielplätzen, Restaurants, Ruinen alter Klöster und einem kleinen Zoo.

Nach dem Mittagessen auf dieser im wahrsten Sinne 'Insel der Ruhe' zwischen den Städten Buda und Pest verabrede ich mich mit meinem lieben Molnar Gabor, der gerade hier in der Nähe seiner Dolmetschertätigkeit nachgeht und einen deutschen Handelsreisenden vom Messegelände bis in die Pester Altstadt begleitet. Zu dritt suchen wir ein Bistro auf, bis dann die Zeit mahnt und der Handelsreisende und ich das Taxi, welches Gabor uns vor dem Keleti-Bahnhof aushandelt, mit meinem Gepäck beladen. Ich verabschiede mich von Gabor, dem ich nun wieder einige besondere Eindrücke, diesmal vor allem den Ritt durch einen Puszta-Landstrich verdanke. Bei einem weiteren Cappuccino auf dem Flughafen trennen sich dann auch die Wege des Geschäftsmannes und der meinige in die Richtungen Frankfurt und Stuttgart, welches ich um 22 Uhr abends bei Regen erreiche.

Eine Zeit ist zu Ende gegangen, zehn Tage, die eine ideale Verbindung kannten von Arbeit, geselliger Gemeinsamkeit, Freundschaft und kulturellem Leben. Die Insel, das alljährliche Künstlersymposion von Gardony ist verlassen, das Festland allgemeiner Pflichten ist wieder erreicht. Ich bin dankbar für diese zehn Tage, die mir durch eine für mich glückliche Fügung des Schicksales, die Absage eines lieben Gmünder Kollegen, geschenkt wurden.

Auf ein Wiedersehen, Ungarn!

Hinrich Schüler, Schwäbisch Gmünd, Ende September 2001